

Das Idol

Autor(en): **Pfenninger, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **13 (1945)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Idol

Eine ganz kleine Adventsgeschichte von Karl Pfenninger

Riesige Schneeflocken platschten Martin ins Gesicht, als er dem uniformierten Amerikaner aus der Bar folgte. Er wollte sich auf keinen Fall gerade dieses Abenteuer entgehen lassen, das sich ihm zu bieten schien. Endlich winkte auch ihm jenes Glück, das man sich in hundertfachen Abwandlungen an den Steh-Theken, über die Wirtstische, auf den flanierenden Spaziergängen zuflüsterte, ausgeschmückt mit den raffiniertesten Details, kaum glaubhaft und doch bei allen Eiden, deren man noch fähig war, glaubwürdig versichert. Und gerade das war sein Typ, sein Wunschbild, sein erträumtes Idol: ein strenges und doch offenes Gesicht, das Wind und Sonne gegerbt hatten und noch einen rosigen, blühenden Schimmer trug; dunkelblonde Haare, an den Schläfen bereits ein berückendes Silbergrau, gekrönt von einer lustig thronenden, kecken Mütze in jener leichten Verschiebung der Geraden, die Martin vollends aus dem Gleichgewicht brachte. Und wie diese Kerle alle gingen, wie lässige Tiere vor dem Sprung zum Angriff...

Der junge Schweizer mußte sich ständig ins Gesicht fahren, so dicht fielen die Flocken, die ihm die Aussicht verdarben. Der Amerikaner beobachtete sie kaum. Den Schaffellkragen hochgeschlagen, stapfte er ruhig seinen Gang, blieb einmal ein wenig stehen, um im Schaufenster unwichtige Sachen zu betrachten oder auch den Sitz der Kravatte zu kontrollieren, schlenderte dann wieder gleichmütig weiter, wie man eben derartige Annäherungsversuche auf der ganzen Welt für die Augen der Uneingeweihten tarnt. Martin ärgerte sich nur, daß er aus purer Eitelkeit und Koketterie seinen Hut zuhause hatte liegen lassen. Nun würde ihm der Schnee die ganze Frisur verderben, auf die er immer so besondere Sorgfalt legte. Im Geschäft mokierte man sich bereits über diese allzu große Sorgfalt des jungen Modellzeichners. Böse Zungen behaupteten sogar, er lege Teint auf und husche manchmal durch die Gänge, anstatt zu gehen. Er hatte sich zwar vorgenommen, besser auf sich aufzupassen. Aber wenn ein schöner Kerl vorbeiging, mußte man doch wenigstens mit irgend etwas sich bemerkbar machen. Man konnte doch nicht einfach stehen bleiben, lächeln und fragen: „Sind Sie heute Abend frei?“, wie es die Burschen mit den Mädchen machten. —

Immerhin, der Amerikaner blieb auch stehen, hatte sich auch nach ihm umgesehen und auch ganz leicht mit den vollen Lippen gelächelt. Oder täuschte er sich? Vielleicht wurde nur der Kaugummi auf die andere Seite befördert. Martin schlug das Herz höher — wie man in einem Roman sagen würde. Er ging zögernd näher, Schritt für Schritt, konnte es aber bei diesem verlangsamten Tempo nicht verhindern, daß sein Gang etwas verräterisch wurde. Man war jetzt unter den weitausladenden Mauerbögen angelangt, die seit Menschengedenken nicht nur den Blumenfrauen und Marroni-

bratern, sondern auch liebesuchenden Herzen Schutz im Sturme boten. Die Lichter brannten in den Auslagen; überall hingen bereits Tannenzweige und Silberfäden. Rote und weiße Kerzen leuchteten ebenso zwischen geräucherten Schinkenstücken und eingekalkten Schnecken, wie zwischen den Madonnen-Kunstdrucken und den neuesten philosophischen Abhandlungen über den menschlichen Fortschritt im Zeitalter der Atom-Zertrümmerung.

Den Amerikaner fesselte anscheinend das zweite Schaufenster. Er ist gut eingespielt, dachte Martin, weiß aus Erfahrung, wie man das anpackt; ich brauche nicht mehr so ängstlich zu sein. Und doch verwirrte ihn die Atemnähe dieses Mannes, wenn sie ihn auch überglücklich machte. Aber er mußte um jeden Preis seine Aufmerksamkeit gewinnen. Und so kramte er in seinem Schul-Englisch rasch die geläufigsten Wendungen hervor, um sie auf alle Fälle bei der Hand zu haben. Endlich wagte er auch einen Seitenblick. Der Amerikaner jedoch schien ganz in den Anblick eines Bildes versunken. Hinter dem spiegelnden Glas leuchtete der Kopf des musizierenden Mönchs von Giorgione....

„This a wonderful painting“, drückte Martin hervor.

„Yes“, war die ganze Antwort; nur der Kaugummi wechselte wieder den Platz. Der Amerikaner übrigens auch; er stapfte zu der Bücherauslage. Martin rutschte nach; das ist keine stilistische Entgleisung. Er rutschte nämlich wirklich nach, weil der hereingeschleppte Schnee das Trottoir glitschig machte. Beinahe wäre er in den Himmel gefallen, nämlich in die amerikanischen Arme. Schade, er konnte sich grade noch halten, aber ein nicht ganz männlicher Laut war ihm dennoch entschlüpft. Man sah wieder in die Scheiben, wie es sich gehörte. Da lagen, wie bestellt für sie Beide, Shakespeares Sonette vor ihnen, neu übersetzt, ein schmaler Band.

„This a beautiful book“, lautete die zweite Sprachschöpfung des jungen Schweizers. Er war durchaus nicht dumm; er kannte viele wesentliche Dichtungen, die seine Neigung in die Form der Sprache bannten. Er las viel, mehr noch: er verschlang viel, sah vieles sich an in der bildenden Kunst, viel zu vieles, als daß es schon geistiger Besitz hätte werden können. Es war ja auch noch nicht möglich in seinem Alter; da bleibt man noch an der sinnlichen Erscheinung aller Dinge haften... Aber auch diesmal schien die amerikanische Antwort mit dem stereotypen „Yes“ erschöpft. Man hatte Martin zwar gesagt, im Anfang seien sie alle ein bißchen langweilig; darum mußte man eben beharrlich bleiben. Versuchen wir es einmal mit der wissenschaftlichen Abteilung des Schaufensters! Er wechselte seinen Platz um den Amerikaner herum — huch, beinahe wäre er wieder gefallen. Da standen Wälzer über die Neurosen-Therapie, die Raumgestaltung, die Elektronen-Lenkung...

„Interesting...“

Weiter kam Martin diesmal nicht, denn neben ihm sagte die klare Stimme in untadeliger Aussprache: „Wollen wir nicht lieber Deutsch sprechen?“

Die seelische Reaktion auf dieses unerwartete Ansinnen veränderte die Gesichtsfrabe Martins beträchtlich, und als nun gar noch

die Aufforderung kam: „In einem geheizten Raum ließe es sich allerdings besser plaudern als an dieser Durchzugsecke“, da schien für den jungen Schweizer die große Schicksalsstunde geschlagen zu haben, die ja bekanntlich nur einmal kommt im Leben, und mit einem nicht mehr ganz unschuldigen Augenaufschlag ging Martin gleich aufs Ganze: „Vielleicht bei mir, bei einer Tasse Tee, wenn es Ihnen recht ist?“

Schmunzelten diese unglaublich verführerischen Lippen oder spoteteten sie? Auf alle Fälle stimmten sie bei: „Very well“.

Und schon ging man, nicht weit; gleich die Nebenstraße links hinauf war Martin zuhause. Als er die Haustüre ins Schloß fallen ließ, klang es wie das Maestoso im Triumphmarsch der „Aida“ und als er die Treppe hinaufstieg, ein wenig fahrig, ein wenig huschend, sah er schon die neidischen Gesichter, wenn er morgen im Tea Room erzählen würde, was für eine phantastische Eroberung ihm gelungen sei...

„Halloh...“ entfuhr es dem Idol, als er in Martins Bude stapfte. Er hatte Geschmack, der kleine Schweizer Modellzeichner. Da hing ein chinesischer Holzschnitt, ein schöner Druck eines wenig bekannten alten Abendmahles, ein prachtvolles Seidentuch mit einer wundervoll ziselierten javanischen Schattenspielfigur, ein Jünglingsakt von Hans Erni und ein Soldatenkopf von Karl Geiser, nur Reproduktionen zwar, aber gut abgedeckt und gut gerahmt. Und dann gab es natürlich eine Couch mit einem Atlantikwall von Kissen...

Der Amerikaner ließ sich hineinfallen, und räckelte sich wohlig; das war Martin angenehm, das ersparte Umwege im kommenden Gespräch. Seine Hand zitterte zwar noch ein wenig, als er Feuer für die englische Cigarette gab. Es war immerhin keine Kleinigkeit, sich vor einem so tollen Kerl bewähren zu müssen. Während er den Teekochoer ansteckte, das selbstgestickte Tischtuch hervorholte und seine besten Tassen zurechtrückte — bis jetzt hatte sie nur ein Bankdirektor zu sehen bekommen! — plauderte er unaufhaltsam, frug hundert Dinge, die ihn zwar nichts angingen, erhielt aber doch immer Antwort, wenn auch manchmal merkwürdig ausweichend und verschleiert. Als dann endlich der Tee in den Tassen duftete, wirklich sorgfältig zubereitet, ein guter Cognac bereits in der Kehle brannte, die Deckenbeleuchtung abgeschaltet wurde und nur noch der Adventskranz einen milden Schein verbreitete, bekam die Situation jene Gefährlichkeit, die Martin über alles liebte, jene Spannung, die zu erleben fast immer das Schönere bleibt als die Erfüllung, die nun selbstverständlich kommen mußte. Und sie kam auch, zuerst in der Form des amerikanischen Armes. Martin spürte benommen die Muskeln durch das Tuch der Uniform. Dann fuhr die wohlgepflegte Pratze leicht spielend in seine Haare. Mochte die Frisur jetzt draufgehen — die griechischen Götter wollten eben auch ihr Opfer haben! Der männlich-herbe Duft der dunkelblonden Haare näherten sich den seinen und die herrlich-sündhaften Lippen seinem Ohr... Und dann hörte er:

„My little Swiss Boy — Du erwartest jetzt etwas, das ich Dir nicht geben — noch nicht geben kann. Stürze Dich jetzt nicht

aus dem Fenster, geh' auch nicht nachher in das kalte Wasser von die Limmat — nein, es heißt hier „der“ Limmat — und bleib' ruhig so in meinem Arm liegen. Das ist „very good“, das ist kameradschaftlich bei uns. Und weil Du ein netter Kerl bist, ein feiner Kerl, sicher auch ein gescheiter Kerl, so laß' Dir von einem Old Boy, der einiges mehr gesehen und erlebt hat als Du, etwas sagen:

Wenn Du mit einem Mann gern zusammen sein möchtest, so rühre nicht zuerst eine Viertelstunde lang in der kalten Kaffeetasche herum, wie Du es vorhin in der Bar gemacht hast. Bombardiere ihn auch nicht so offensichtlich mit Blicken, daß die weibliche Konkurrenz dem Barmann versteckte Vorwürfe macht. Wiege vor einem Schaufenster nicht allzu sehr mit den Hüften, daß sich die Blumenfrauen hinter Dir mit den Ellbogen anstoßen — und wenn Du stolperst, so bleibe mit Deinen Ausrufen in der baritonalen Lage. Du hast schönes Haar und es wäre noch schöner, wenn Du es so lassen würdest, wie es Dir geschenkt wurde...“

Nur die Pendule tickte. Sonst herrschte eine Stille wie damals, als die Mauern von Jericho zusammengebrochen waren. Martin glich einer gestürzten Statue im rauchenden Trümmerhaufen...

„Du hast mich vorhin gefragt, ob ich „so“ sei? Ich habe Dir nicht geantwortet, weil ich diese Frage nach dem „so sein“ oder „nicht so sein“ für überlebt halte. Natürlich habe ich mit Kameraden geschlafen, in diesen Jahren fern unserer Heimat. Ich habe drüben vor dem Krieg mit meiner Frau ein unendlich glückliches Jahr verlebt; sie starb mit unserm Kind. Ich bin aber auch sehr glücklich gewesen mit meinen Freunden. Und wir haben nie gefragt, ob wir „so sind“ oder nicht; wir haben miteinander gelebt, weil wir nebeneinander gestellt waren auf Leben und Tod. Das ist alles, nicht mehr, nicht weniger. Und jetzt — in einer Stunde fahre ich wieder nach Deutschland. Wir vermitteln Spenden für die Notgebiete, für die „Sauschwaben“, wie Du vorhin einmal, sicher ganz gedankenlos, sagtest. Wir müssen wenigstens jenen Deutschen helfen, die schon seit Jahren unter der größten Lebensgefahr gegen Hitler gekämpft haben. Vielleicht hast Du noch einen Wollshawl, einen Pullover, ein paar alte ganze Schuhe. Es wäre schön, wenn Du sie bereit machtest, bis ich wiederkomme. Man muß jetzt ohne Bedenken die ganz einfachen Dinge tun, nichts anderes. Was von Herz zu Herzen geht, ist „very good“, ob „so“ oder so. Nur das zählt heute; alles andere haben wir über Bord geworfen. —

Good bye, my little Swiss Boy — und wenn ich wiederkomme, suche ich Dich auf. Vielleicht bist Du dann schon ein netter, kleiner Mann geworden. Vielleicht kriegst Du dann auch einen Kuß, und — wer weiß...! Good bye.“ — —

Martin hat am andern Abend im Tea Room nichts erzählt. Er hat nur, ganz spät noch, ein großes Paket gemacht, ein Tannenzweiglein und ein Kerzlein unter die Schnur geschoben. Daran hängt, bis zur Rückkehr des Amerikaners, ein kleines weißes Kuvert mit einem Weihnachtsstern, und wenn man den Umschlag ganz an das Kärtchen drücken würde, könnte man die beiden einzigen Worte lesen, die es enthält: „Verzeihung — please“.